

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

263 (10.11.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 90

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 90. Karlsruhe, Mittwoch den 10. November 1909. 29. Jahrgang.

Friedrich v. Schiller

Zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages

am 10. November 1909

1759

1909



Seid umschlungen,
Millionen,
Diesen Kuß der ganzen
Welt.

Und setzt ihr nicht das
Leben ein,
Nie wird euch das Leben
gewonnen sein.

Der Tag, an dem auch Scharen von Arbeitern sich festlich vereinen, um das Lebenswerk — nicht bloß das Andenken — eines so großen Dichters und Denkers wie Schiller zu feiern, soll nicht mit großem, ruhmkläutendem Geräusch, sondern mit ernstester, nachdenklicher Begeisterung erfüllt sein. Als Schiller lebte, sang und rang, gab es noch nichts von der Arbeiterklasse, wie die Welt sie heute kennt. Schiller war der Dichter des zum revolutionären Denken und Handeln erwachenden deutschen Bürgertums und ist als solcher auch durchaus eine der Bergangensgeschichte angehörende Gestalt. Aber er war nicht nur ein großer Dichter und starker Denker, sondern zugleich stark und groß als Mensch, und der Mensch in ihm — das ist es, was sein Wollen und Wollen bringen über die Zeiten lebendig und nicht zu töten hinausragen läßt, und das auch ist es, was uns kämpfenden diesen Kämpfer so fühlbar nahe bringt.

Wie steigt des Dichters Bild nun in seiner stolzen Männlichkeit deutlicher herauf! Er ist ein Kämpfer, ein Bootsführer des Menschenglücks. Mit leuchtend emporgerichteten Augen hat ihn der Künstler dargestellt, der sein Bild gedankenreich nachschuf. Empor in die Ferne, nicht mehr ängstlich zu Boden gesenkt! Und nicht verblüffert, sondern voll freudigen Ernstes dem Ziele entgegen. Nicht ist das Ziel, es verdient, daß wir es freudig suchen. Freude, schöner Götterfunken! Und wo sie weilt, — alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt! Also der Freude entgegen! So jubelt und kündigt der Dichter, und über ein Jahrhundert hin ist seine Botschaft geklungen, daß in der Natur nichts geschehen kann ohne die Freude. „Freude, Freude treibt die Räder in der großen Weltenuhr!“ Sie in die Herzen senken, in den Herzen stärken! Mag die Welt drücken, am Werk kann und soll die Freude schaffen, — so wird die Bahn zum Siege gewonnen.

... die deutsche Arbeiterklasse aber denkt die kleinen Irrungen Schillers mit liebevollem Verständnis zu. Sie hält sich schadlos an dem vielen, das ihr dann noch von Schiller übrig bleibt. Sie lauscht seinen brausenden dramatischen Freiheitsymphonien; sie erquickt Herz und Sinn an dem reinen Idealismus, mit dem er für die Erhebung des Menschengeschlechts gestritten hat; sie läßt sich begeistern von dem machtvollen Pathos, das die Schillerischen Verse ausströmen; sie erhebt sich wie er mit sieghafter Kraft immer aufs neue über die Gebrechen des Leibes, über die zermürbenden Widrigkeiten äußerer Not; sie glaubt mit ihm an der Freiheit Sieg; sie schaut mit ihm hoffnungsvoll in der Zukunft Land:

„Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Loren,
Im Herzen kündigt es laut sich an:
Zu was besserem sind wir geboren!“
Heinr. Schulz in der „Neuen Welt“.

Aus Schillers Werken.

... Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trohigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechneten Pläne an der menschlichen Freiheit zuschanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmütige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann.

O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Zus Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch,
Wenn alle Hüte sich und Helme schmelzen,
Mit grünen Mägen, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Tore gehen auf von selbst,
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen;
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen,
Hell klingt von allen Türmen das Geläut,
Des blutigen Tages frohe Vesper schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelmnd strömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd. —
Da schüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände,
Ein Fremdling tritt er in sein Eigentum,
Das längst verlassen, ein; mit breiten Nesten
Deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr,
Der sich zur Gerte bog, als er gegangen,
Und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einst an der Amme Brust verlieh.
O! glücklich, wenn dann auch sich eine Tür,
Sich zarte Arme sanft umschlingend öffnen. —

Da verrammeln sie sich die gesunde Natur mit abgeschmackten Konventionen, haben das Herz nicht, ein Glas zu leeren, weil sie Gesundheit dazu trinken müssen — bedecken den Schuttpußer, daß er sie vertrete bei Ihrer Gnaden, und hudehn den armen Schelm, den sie nicht fürchten. Vergöttern sich um ein Mittagessen, und möchten einander vergiften um ein Unterbett, das ihnen beim Aufstreich überboten wird. — Verdammen den Sadduzäer, der nicht fleißig genug in die Kirche kommt, und berechnen ihren Zudengnis am Altar — fallen auf die Knie, damit sie ja ihren Schlamp ausbreiten können — wenden kein Auge vom Pfarrer, damit sie sehen, wie seine Perrücke flackert ist — fallen in Ohnmacht, wenn sie eine Gans bluten sehen, und Klatschen in die Hände, wenn ihr Nebenbühler Bankerott von der Börse geht. — — —

Slaverei ist niedrig, aber eine slavische Gesinnung in der Freiheit ist verächtlich; eine slavische Beschäftigung hingegen ohne eine solche Gesinnung ist es nicht, vielmehr kann das Niedrige des Zustandes, mit Höheit der Gesinnung verbunden, ins Erhabene übergehen.

Gegen die Tyrannen wettert Schiller auch in seinem zweiten Jugenddrama, in der „Verschwörung des Fiesco“. Zwar enthält dieses Stück manche politische Naivetät, aber der Grundgedanke ist doch gesund und gut: die Forderung der Republik. Als der Besieger der Tyrannen sich selber ansieht, Tyrann zu werden, stößt ihn ein echterer Republikaner ins Meer.

„Wirst diesen fürstlichen Purpur weg ... Der erste Fürst war ein Mörder und führte den Purpur ein, die Flecken seiner Tat in dieser Blutfarbe zu verstreuen.“

Und dann folgt sein genialstes und revolutionäres Drama, „Kabale und Liebe“, bis heute an erschütternder Wirkung, an dramatischer Wucht, an glänzendem Ungestüm unübertroffen. Lessing hatte die fürstlichen Wuben und die ebenso feigen wie frechen Schranken dieser Wuben, die er auf öffentliche Schaubühne züchtigen wollte, noch in italienische Gewänder gesteckt. Schiller nahm diese Rücksicht nicht mehr, er stellte deutsche Fürsten und Fürstentknechte auf die Bühne, um sie hier in packender dramatischer Verknotung dem Urteil der Zeit und der Geschichte zu überliefern. Leider ist dem deutschen Proletariat noch kein Dichter erstanden, der mit gleicher glühender Leidenschaft und gleichem genialen Können wie Schiller in „Kabale und Liebe“ die Nöte der Zeit in dramatische Form zu zwingen vermocht hätte.

Die übrigen Dramen Schillers stehen nicht alle auf der Höhe dieses Jugenddramas, aber sie werden doch alle getragen von dem Adel der Gesinnung Schillers, von seinem Glauben an die Emporentwicklung der Menschheit, von dem Ernste seines künstlerischen Schaffens; und vor allen Dingen klingt immer in der einen oder anderen Form seine Freiheitsliebe hindurch, am offensten und rücksichtslosesten in der letzten seiner dramatischen Schöpfungen, im „Wilhelm Tell“, der glänzenden poetischen Rechtfertigung des Volksaufstandes, der Revolution, „wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden, wenn unerträglich wird die Last“.

Bald nachdem er die letzte Feile an den Tell gelegt hatte, nahm der Tod dem Dichter die Feder aus der Hand. Arm und dürftig, wie er Zeit seines Lebens gelebt hatte, ist er gestorben. Die Armseligkeit seiner äußeren Verhältnisse ist ein Grund mehr, der die heutige Arbeiterchaft mit tiefer Sympathie für Schiller erfüllt. Aus bescheidenen Verhältnissen emporgewachsen, auf die „Wohltätigkeit“ eines Fürsten angewiesen, hatte er früh die Not der unterdrückten Klassen am eigenen Leibe erfahren müssen. Er ist den Druck der materiellen Sorgen nie losgeworden. Im Jahre 1784, also in der Zeit seiner besten Mannesjahre, klagt er in einem Briefe an Frau von Wolzogen:

„Ich bin fast das ganze verfloßene Jahr krank gewesen. Ewig nagender Gram, Ungewißheit meiner Ausichten kämpft gegen meine Wiedergenesung.“

Die trübseligen materiellen Verhältnisse des Dichters tragen denn auch einen großen Teil Schuld an seinem frühen Tode. Bei trübem, regnerischen Wetter, ohne Sang und Klang, ohne jedwedes Gepräge wurden seine sterblichen Reste bei Nacht der Erde übergeben.

Erst die Nachwelt ist dem großen Dichter gerecht geworden. Freilich, das Bürgertum bleibt dem Andenken Schillers je länger je mehr schuldig. Was seines Wesens besten Kern ausmacht, die leidenschaftliche Liebe zur Freiheit, hat man von jeher gern verschwiegen oder doch so sehr mit patriotischen Fahnen und Bändern verhängt, daß es kaum noch wiederzuerkennen ist. Wo aber Schiller in begreiflicher Kurzsichtigkeit einmal geirrt hat, wo er in Verkenntnis der tieferen Beweggründe der französischen Umwälzungen dem Schrecken und der Angst des Besorgten Philisters Ausdruck verliehen hat, da verweist die Bourgeoise gerade heute mit breitem Behagen.

Kann Schiller in Zukunft noch als ein Helfer der Kultur wirken? Er kann es. Der junge Schiller trat als Kämpfer in die Welt fast ein Jahrzehnt vor dem Ausbruch der großen französischen Revolution von 1789. Der Geist des großen Denkers Rousseau, des Verführers der natürlichen Menschenrechte, entflammte und durchzündete diese Revolution. Rousseau, der Rufer und Mahner, der das Herwerden des durch die Unnatur der gesellschaftlichen Zustände verderbten Menschen wollte, Rousseau, der Baumeister einer neuen Menschlichkeit, erfüllte auch den Geist des jungen Schiller. Sein erstes Werk kämpfte um die unveräußerlichen, ewigen Rechte der Freiheit des Einzelmenschen, und auf dem Titel stand: Gegen die Tyrannen! Das letzte vollendete Werk, das Schauspiel Tell, schloß ein Vierteljahrhundert später mit dem Worte: Und frei erklär' ich alle meine Knechte! Zwischen diesen beiden Worten lag ein kurzes, aber reiches Leben, reich, weil es wahrhaft dem Dienste der Menschheit, nämlich, wie es in Schillers Sprache lautet: dem Dienste einer in Schönheit sittlichen und freien Kultur, gewidmet war.

Kampf war die Losung der Zeit Schillers, Kampf der Revolution, Kampf nach innen und außen, Kampf der Völker und Kampf der Besten in den Völkern um sich selbst. Kampf ist aber auch der Inhalt der Werke Schillers, Kampf um die Freiheit von Völkern, Kampf um ein Großwerden der Menschen. Im dichterischen Bilde seiner Dramen schuf Schiller die großen willenskräftigen Gestalten, an deren sich die in Aufwärtsentwicklung begriffene Schicht der Menschheit zu eigener Stärke und Ausdauer bis zum Tode aufrichten konnte, und im dichterischen Liede pries er den Gedanken und die Ziele, die der Welt die Ideale der neuen Kultur, um die es zu ringen galt, in Worte faßte, die glänzend in die Seelen strahlten. Hat Schiller der Gegenwart nichts mehr zu sagen? Vor unseren Lesern kann man diese Frage in hoffnungsvoller Stimmung stellen. Nicht nur deshalb, weil hier die Erinnerung an den revolutionären Freiheitsgeist Schillers am lebendigsten fortdauert, weil hier die Augen am hellsten leuchten, wenn ein starkes Schillerwort der Freiheit und politischen Erkenntnis ertönt. Sondern deshalb vor allen Dingen, weil hier das Bewußtsein, am Kulturbau der Zukunft zu schaffen, mit jedem Schritte vorwärts deutlicher ausgebildet zur Äußerung gelangt. Heute ist im Begriff der Solidarität, der jedem Arbeiter zum Heiligtum wird und Millionen schon dazu geworden ist, im Keime das enthalten, was Schiller in jenem Begriff der Harmonie erträumte.

Schillers Volksstümlichkeit.

In Schiller gipfelte die deutsche Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts. Wir dürfen uns nicht durch die Engherzigkeit, mit der Schule und Bühne des Dichters Schaffen als Gegenwartswert zu betonen suchen, über diese geschichtliche Tatsache täuschen lassen. Die Tatsache aber bedeutet auch nicht, daß Schiller nur dem achtzehnten Jahrhundert gehöre und daß alles Lebendige im jüngstverlorenen Säkulum etwa künstliche Made gewesen sei. Denn dieses achtzehnte Jahrhundert — seine zweite Hälfte — schloß nicht nur eine deutlich zu umschreibende Kultur ab, sondern formte hoch und frei das Portal einer neuen Kultur: die Geschichte der Gegenwart beginnt in dieser Zeit.

Schiller, der die peinvolle Enge seiner Zeitgenossenschaft mit Leib und Seele schwer gespürt, hatte nicht das Zeug, geistig zu unterliegen. Er ist ein lebendiges Beispiel, wie jede Zeit ihren Gegenstand im eigenen Schoße reift. Aus der Unfreiheit der Wirklichkeit, die ihn und seine Zeitgenossen umgab, rettete er sich in die Freiheit weltgroßer Gedanken. Nicht als ein müder Wirklichkeitsflüchter! Nein, er war ein Mensch mit den stärksten Wirklichkeitsorganen, ein Mensch mit großbeflügeltem Geschichtsbewußtsein, der, wenn er sich ins Reich der Ideale erhob, im persönlichen Sehnen immer das Sehnen der Menschheit lebendig empfand. Dem Jüngling schon erschien das Gefühl, ein Dichter zu sein, als menschheitlicher Beruf; es zeigte ihm den persönlichen Wert engverschnolzen, mit großen, ins allgemeine abzielenden Aufgaben. „Größe,

Servovragung, Einfluß auf die Welt und Unsterblichkeit des Namens —, so heißt es 1787, und gleich der erste dramatische Keulenschlag hatte diesen weitgespannten Zielen absichtskühn gedient. Als die Verehrer Körners und der Seinigen sich ihm zum erstenmal mit liebendem Angebinde namenlos genährt, brach die flammende Sehnsucht, in die Welt und in die Zukunft zu wirken, in reinem, großem, ewig denkwürdigem Aufleuchten aus:

„So ein Geschenk von ganz unbekanntem Händen, durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht, ein solches Geschenk ist mir größere Beohnung, als der laute Zusammentruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. Und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Birkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuen, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren — wenn auch mein Staub schon lange beweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Tränen und Bewunderung zollt — dann freue ich mich meines Dichterberufes und verfühne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis.“

Dieses Gefühl, im Boden der Gegenwart mit dem dichterischen Schaffen Wurzel zu schlagen, hat in Schiller die Kraft des Gebeihens wunderbar genährt und gesteigert. Die beiden Freundschaften mit den großentwideltesten Menschen Körner und Goethe trieben den Baum dieses Menschenlebens fest und fruchtgegnert empor und der Dichter gedieh, weil der Mensch gedeihen konnte. Der Glaube seiner starken, jugendlichen, spornenden Gedanken half ihm als wahrer Wunderarzt über das Elend seines früh zerfallenen Körpers lange sieghaft hinweg. Bewundernd hat einst Hebbel von ihm gesagt: „Dieser heilige Mann! Wann hätte er auch nur in einem einzigen Vers das persönliche Leiden seines Lebens berührt! Immer hat das Schicksal geflucht, und immer hat Schiller gesegnet.“ In dieser heilenden Gläubigkeit ruht im Keime alle die über ein Jahrhundert und mehr ausgeübte Hilfe, die aus der Gedankenwelt Schillers für die Menschen einer werdenden Kultur entspringt. Hier wurzelt recht eigentlich alle Volksstümlichkeit dieses begeistert beglückendsten Dichters, hier, in ihm selbst, wurzelte die Möglichkeit der Erfüllung seiner heiligsten Wünsche.

Will man die Rolle, die Schiller aufspiel, recht verstehen, so ist es notwendig, zu beobachten, daß das achtzehnte Jahrhundert nicht nur von den heutigen Mitteln des wirtschaftlichen Verkehrs, sondern ebenso sehr von den uns heute gegebenen Mitteln geitigen Verkehrs nichts wußte. Die Tagespresse lag in den Windeln, vom freien Worte der parlamentarischen Rednertribüne besaß man noch nichts; Bedrückung überall und nirgends ein organisiertes politisches Leben. Hundedemut statt offener Auflehnung! Höchstens versteckte, unklare Sehnsucht und ein Wallen der Faust im Saal wagte der dem fürstlichen Despotismus ausgelieferte rechtlose Bürger. Aber seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erstehen Prüfer und Mahner, die das Wort öffentlich zu handhaben wagen. Lessings weckende Lebensarbeit beginnt. Der Einfluß Rousseaus, des großen öffentlichen Anklägers der Schmach und naturwidrigen Verkommenheit der Zeit, dringt von Westen herüber. Der Sturm und Drang ergreift mit wildem Brausen die Literatur Deutschlands; die Leidenschaft der Jugend fordert ihre Rechte, das erwacht Selbstbewußtsein packt die Platteit und feige Selbstbescheidung am Schopfe und rüttelt sie auf mit dem Rufe nach starken Menschen, nach Männern, Helden.

Der Emanzipationskampf der bürgerlichen Klasse Deutschlands fand bei Schiller die Schlagworte, die er brauchte, und das Auf und Ab Schillerischen Einflusses bezeichnet in treulicher Spiegelung den Aufstieg und Abstieg, der dem Bürgertum als Bannerträger der großen freiheitlichen Ideale der Menschheit beschieden war. Freiheitsgedanken, Freiheitsgestalten. In Wort und Symbol griff Schiller tief in das Gefühlleben der breiten Schichten des Volkes.

Schiller ging aus von dem Kampfe um individuelle Freiheit: Rousseaus Gedanken erfüllten seine Jugend und milderten in das Jugenddrama „Die Räuber“. Ein Mit-

reln am knebelnden, bedrückenden Absolutismus und die übrigen Dramen der ersten Periode: „Fiesco“, „Kabale und Liebe“, „Don Carlos“. Vom Blut der Zeit genährt, rissen sie — „Fiesco“ ausgenommen — zur Begeisterung hin. Und so wirkten auch fast alle Dramen der zweiten dramatischen Periode: „Wallenstein“, „Jungfrau von Orleans“, „Wilhelm Tell“. Auch in diesen pulsiert Schillers Gegenwart, die Zeit großer persönlicher Energien und großen Hoffens auf starke, neue und zum Neuen führende Männer, die Zeit der Revolution und des Kriegesgetöses, wo Staaten mit dem Schwerte zer schlagen und mit einem Federstrich morgen neu geschaffen wurden. Hier ging die Gegenwart und das folgende halbe Jahrhundert mit. Aber das deutsche, zur Politik drängende Bürgertum sah immer nur Schillers politisches Vermächtnis. Daß Schiller ein Menschengestalter sein, daß er für den „Fortschritt der Gattung“ ringen wollte, das begriff man nicht.

Die Befreiungskriege und die Periode bis 1848 brachte den politisch-ideellen Einfluß Schillerischer Schlagwortsentenzen zur höchsten Blüte. Die Feier der hundertsten Wiederkehr des Schillergeburtstages ließ noch einmal den nationalen Ruhm des Dichters in riesiger Mächtigkeit aufblammen; aber schon damals war die Abwendung von Schiller in den Kreisen der „Gebildeten“ so auffällig, daß Gottschall diese Tatsache zum Thema eines Festvortrages wählte. Der ausbrechende Profitmaterialismus der Bourgeoisie verwies die Dichter spottend in den Winkel, und Schiller wurde den Schulkindern als geeigneter Lektstoff zugewiesen; die Erwachsenen glaubten ihn entbehren zu können. Die Aufführungen Schillerischer Dramen verrotteten, und im politischen Kampfe begann nun die sich organisierende sozialdemokratische Anhängerschaft mit Schillerischen Gedanken und Worten dem Liberalismus, der seiner radikalen Ideale müde war, den goldenen Himmel höllenbeiß zu machen. Die ernsthaften Verjücker, Schiller auf der Bühne wieder zu einer Macht werden zu lassen, konnten nicht hindern, daß die in den achtziger Jahren laut einsetzende Ära des literarischen Naturalismus der äußerlich behaupteten Vorherrschaft Schillers und seiner schwächlichen oder hochpathetischen Epigonen rücksichtslos zuleibe ging. Das Ringen, ihn durch ein neues, großes, der Gegenwart entwachsen Drama zu ersetzen, dauert auch heute noch an.

Schillers Hoffnung, die französische Revolution werde die Ideale der Menschlichkeit und Menschenwürde vor den Augen der Zeit verwirklichen, schlug fehl. Aber er sank nicht in Pessimismus, sondern wandte sich den Gedanken zu: zunächst müsse der einzelne als solcher eine Entwicklung zur Kraft und Würde durchmachen, ehe er reif sei, Gesellschaftsordner zu werden. Schiller wußte wohl, daß die Würde des Menschen von der Befriedigung der Lebensbedürft abhänge:

„Zu essen, gebt ihnen zu wohnen!
Gibt ihr die Blöße entdeckt,
Gibt sich die Würde von selbst.“

Aber er konnte nicht wissen, was heute so leicht zu wissen ist: daß nicht von oben, sondern von unten her die Kräfte drängen, die die Neuentwicklung der Menschengattung fundamentieren werden. Schillers Schönheitsideal will die innerste harmonische Entwicklung des ganzen Menschen, die eine Sittlichkeit herbeiführt, in der das Gute ohne Berechnung und Dünkel ganz um seiner selbst willen geschieht. Die Entwicklung der Persönlichkeit, die heute geschieht und von einem gereinigten sozialen Fühlen neuer Art gekennzeichnet ist, wird die Augen für den Sinn des ästhetischen Wollens Schillers öffnen.

Schiller und die Arbeiter.

Die Freiheit ist Schillers Leitstern von der frühesten Jugend an bis zu seinem frühen Tode gewesen. Schon in dem Knaben Schiller ist die Freiheitssehnsucht und der Rebellentrost lebendig. Am 23. September 1774 unterzeichneten Schillers Eltern den für jene Zeit charakteristischen Revers, wonach Schiller als unentgeltlich in die

Weltkafakademie aufgenommenen Höfling sey verpflichtet, sich gänzlich dem Dienste des herzoglich württembergischen Hauses zu widmen und ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubnis nicht daraus zu treten“.

Dieses Dokument gibt einen Begriff von der Unfreiheit und Kläglichkeit der deutschen Zustände in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Deutschland war an ungefähr 300 Despoten und Despotischen ausgeliefert, von denen drei Viertel, wie damals ein Graf von Manteuffel an den Philosophen Wolf schrieb, „kaum der junden Menschenverstand haben“, und die deshalb mit der ihnen ausgehändigten Machtvollkommenheit ihre „Untertanen“ in der schändlichsten Weise drangsalierten.

Schiller, der sich schon als Knabe sehnsüchtig in den Beruf eines Predigers hineingeträumt hatte, mußte unter dem Druck des württembergischen Herzogs Karl Eugen erst Jurisprudenz und später Medizin studieren. Aber dieser rauhe, nur von der fürstlichen Willkür diktierte Eingriff in seine freie Selbstbestimmung brachte den schon im Knaben schlummernden Trotz zum hellen Ausbruch. Am 20. Februar 1776, also mit kaum 16 Jahren, schrieb Schiller einem Freunde:

„Solange sich mein Geist frei erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen. Dem freien Manne ist schon der Anblick der Sklaverei verhaßt — und er sollte geduldig die Fesseln tragen, die man ihm schmiedet? O Carl! Wir haben eine ganz andere Welt in unserem Herzen als die wirkliche Welt ist! — Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich einer Strafe entgehen soll, wo mein inneres Bewußtsein für die Rechtllichkeit meiner Handlungen spricht. Die Lektüre einiger Schriften von Voltaire hat mir gestern noch sehr vielen Verdruß gemacht.“

Welches war denn die Welt, die Schiller und seine Freunde statt der wirklichen im Herzen trugen? Der Schlußsatz des zitierten Briefes gibt darüber hinreichende Auskunft: „Schriften von Voltaire“ haben ihm Verdruß bereitet! Aber nicht der Inhalt der Schriften, sondern weil ihn ein Aufseher bei der Lektüre der Schriften übertracht hat. Schiller las damals mit leidenschaftlichem Eifer die Schriften der Aufklärungsliteratur, die in Frankreich emporgewachsen war und nach der das geistige Deutschland mit Begierde griff. Die Rousseau, Montesquieu, Voltaire hatte Schiller im Kopf, aus ihren Schriften formte er sich die „ganz andere Welt“, die er in seinem Herzen trug; und daneben begeisterten ihn die Schriften der deutschen Stürmer und Dränger, die Lessing, Klopstock, Herder.

Vom „Sturm und Drang“ war der junge Schiller erfaßt worden, von jener revolutionären Bewegung, mit der sich damals Deutschland begnügen mußte, als sich in Frankreich die gewaltigste politische Entladung der neuen Zeit vollzog. Für die politische Tat war in Deutschland noch kein Boden vorhanden, die bürgerliche Klasse, die einen Kampf hätte führen können, war noch gar nicht zum Bewußtsein ihrer Kraft und ihrer Bedeutung erwacht. So flüchtete sich der sehnedne Drang, das revolutionäre Pathos, die Begeisterung für Freiheit und Erlösung der Menschheit zum Gedichte, so vollzog sich die Auseinanderetzung zweier Weltanschauungen durch Schöpfungen der Kunst und der Philosophie, so schufen sich die Dichter ihr eigenes Utopien, ein Reich der Freiheit in ihrer Phantasie. Es ist deshalb auch begreiflich, daß sie — wie Schiller — erschrocken zurückprallten, als die Wirklichkeit des gewaltigen politischen Ringens, wie es dann schließlich in der französischen Revolution zum Ausdruck kam, sich so gar nicht in den schönen, harmonischen Formen abwickelte, die sich die Dichter in ihren idealistischen Träumen vorher ausgemalt hatten.

Schiller wurde der kühnste und genialste der Stürmer und Dränger. Es ist schwer für uns, uns eine Vorstellung davon zu machen, welchen überwältigenden Eindruck damals Schillers „Räuber“ auf die Zeitgenossen ausübten. Nie zuvor hatte die allgemeine Erbitterung der Zeit einen solchen stimmenden, leidenschaftlichen Ausdruck gefunden wie in den „Räubern“, dieser furchtbaren Anklage gegen die Erbärmlichkeit der Zeit, gegen den Druck von oben, gegen die Bosheit und Verworfenheit der herrschenden